

November

Autor(en): **Hiltbrunner, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664560>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

N O V E M B E R

*Schwer haftet die Erde an unsern Füßen,
Die Feuchte der Felder und Wiesen nimmt zu;
Wer wird uns die kommenden Wochen versüssen —
Säumige Sonne, was feierst du?*

*Pflüge wenden den Grund und bewegen
Untres empor ins gedämpfte Licht;
Unterm und Oberm entstammt aller Segen,
Wir in der Mitte — wir spenden ihn nicht:*

*Denn schwer klebt die Erde an unsern Füßen . . .
Wie dieser Himmel der Erde gleicht!
Dennoch wird er ihr Bittres versüssen:
Nur wem sie schwer war, wird sie auch leicht.*

lich hinaus. Im garnigen Grau, das alles Laute und Grelle dämpft, höre ich mich von tröstlichen Stimmen angerufen. Während ich so gehe und kaum drei Meter vor mich hinsehe, befinde ich mich auf der Heimkehr zu den inneren Bezirken, auf der Einkehr bei Dingen, die mir in einer brüchig gewordenen Welt unversehrt und heilig gelieben sind. Eine stille Feierlichkeit kommt über mich, und immer ist es, als stände solch ein Nebeltag unter einem festlichen Zeichen. Statt mich eingengt und bedrückt zu fühlen, weitet sich die Seele und schwingt sich wie auf den Flügeln eines frohen Liedes in die Ferne. Ich denke an die Jugendzeit im Heimatdorf, wo wir im Herbst das Vieh auf die Weide trieben, Runkeln und Rüben ausgruben und in dünnen Kartoffelstauden ein Feuer entfachten, dessen Rauch sich mit dem grauen Weben über den Matten zärtlich vermischte. Und immer sehe ich dann meine Geschwister und unsern schrulligen Verdingknecht, der am Sonntag in alten Kalendern las und längst vor dem Grafen Zeppelin von lenkbaren Luftschiffen träumte; ich sehe Schulkameraden und Gestalten, die ich in der Erinnerung behalte, obwohl schon manche dahingegangen sind.

Gestern streifte ich auf meiner Wanderung durch den Nebel rund um die Stadt und freute mich an unscheinbaren Kleinigkeiten. Hinter dem Güter-

bahnhof standen einzeln und in Gruppen die grünen Wagen der Schausteller, Komödianten und Artisten, die dort während des Winters auf die warme Jahreszeit und die Ausfahrt in die Welt hinaus warten. Wäsche hing vor den winzigen Fenstern an Schnüren zum Trocknen aus: geflickte weisse Lacken, rosige Höschen, blaue Hemden und Schürzen, die in buntem Farbenspiel leise flatterten, als ob sie winken wollten.

Später wirbelten in einer Alle tausend und abertausend kleine Rauhreifflöckchen von den Aesten, setzten sich als zierliche Sterne auf Schultern und Arme und dufteten herrlich nach Kälte. Sie waren wie die Blütenblätter der Kirschbäume, die vom Wind von den Zweigen geschüttelt werden. Ich fühlte mich geborgen in meinem Mantel, und das Blut pulste mir in den heißen Wangen. Eine vereinsamte Saatkrähe sass auf einem Waidenstrunk am Bachrand und schaute sinnend in das langsame Ziehen des Wassers; plötzlich drehte sie den Kopf, hob die Schösse ihres schwarzen Frackes und schwang sich davon.

Unversehens stand ich draussen am See. Aber war das noch der von nahen Ufern und Hügeln gesäumte See, den wir vom Sommer her kannten? Nein, er war es nicht, es hatte sich mit ihm eine Wandlung vollzogen. Was mir da zu Füßen lag, reichte unter dem Nebel ins Unabsehbare, Grenzenlose. Ich stand am Rande unseres Erdteils, am Strand des Ozeans, die enge Alltagswelt ging im Unendlichen auf. Es war wie die Erfüllung eines Traumes, über die unermessliche Fläche zu schauen, der Urzeitmusik des rhythmischen Wellenschlages zu lauschen und Gottes grossen Raum um sich zu spüren. Das Grau des Nebels und des Wassers, das draussen über dem See ineinanderfloss, es war von einer Ausgesprochenheit und Vollendung, ein Grau in Grau, wie es keine Palette hervorbringt.

Und schön ist es, an einem Nebelabend mit Frau und Kindern in der Geborgenheit der Stube zu sitzen. Kein Mensch besucht uns zu solcher Stunde. Wir leben wie auf einer vergessenen Insel, hören das Pochen unserer Herzen, und das Haus und der Herd bekommen erst jetzt ihre Bedeutung.

Unerschöpflich ist der Reichtum, der sich im schleiernden Weben des Nebels entfaltet. Aber man muss wie zum Erlebnis einer Symphonie oder eines Dichtwerkes besonders gestimmt und geschaffen sein, um ihn zu begreifen und zu empfangen. Man muss die Resonanz dazu zum voraus im eigenen Herzen tragen.